

Impulse zu den Lesungen des 3. Fastensonntags 7. März 2010

Sonntag der Caritas-Frühjahrskollekte im Erzbistum Bamberg

zusammengestellt vom Referat Öffentlichkeitsarbeit des Caritasverbandes für die Erzdiözese Bamberg

1. Lesung Ex 3,1-8a. 13-15

Ein biblischer Grundtext: Gott stellt sich vor als der Gott, der bei den Menschen ist, sie begleitet.

Wichtige Aussagen:

Gott sieht das Elend des Volkes. Er hört ihr Wehgeschrei. Gott hört einfach auf das Stöhnen, Seufzen und Klagen des Volkes, auf dessen unreflektierte Reaktion auf die Bedrängnis. Gott wartet nicht auf einen zielgerichtet an ihn adressierten Hilferuf. Gott nimmt das Leid zur Kenntnis, selbst wenn der Leidende gar nicht an Gott denkt.

Gottes Antwort auf das Leid ist, dass er das Volk aus dem Leid herausholt. Er kündigt an, das Volk „aus der Hand Ägyptens herauszureißen“, aus der Sklaverei zu befreien.

Gott greift freilich in der Weise ein, dass er sich des Menschen Mose bedient. Er schickt Mose zum Volk, damit Mose es aus Ägypten, aus der Sklaverei herausführt.

Mose erscheint die Aufgabe zu gewaltig („Wer bin ich schon“). Gott versichert ihm daher, dass er ihn unterstützt. Gott begleitet Mose bei seiner Aufgabe

Als dieser Begleiter offenbart sich Gott auch, als Mose ihn nach seiner Identität (seinem Namen) fragt: „Ich bin der ‚Ich-bin-da‘“. Bei dieser Aussage geht es nicht darum, dass es Gott gibt, dass Gott „existiert“. Gottes Existenz ist vorausgesetzt. Er ist ja bereits bekannt als Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Dieser Gott der Väter zeigt sich nun als der Gott, der seinem Volk nahe ist. Der bei seinem Volk ist auch im Leid. Der Gott Israels ist da *für* sein Volk. Und das ist er für alle Zeiten.

Die Lesung bietet viele Anknüpfungspunkte für Caritas:

Unser Gott ist kein abstrakter Urgrund, kein ferner „erster Beweger“ der Welt. Unser Gott ist ein Gott, der den Menschen nahe sein will.

Das Leid der Menschen rührt Gott. Es bewegt ihn. Es bewegt ihn dazu, die Not zu wenden.

Gott wendet die Not aber nicht durch einen alles erschlagendes Eingriff ins Weltgeschehen, sondern indem er Menschen beauftragt, aktiv zu werden gegen die Not. Gott will, dass WIR die Not bekämpfen. Und dabei begleitet er uns.

2. Lesung 1 Kor 10,1-6.10-12

Grundthema: Es gibt keinen Heilsautomatismus.

Die Mitglieder der Gemeinde in Korinth, an die der Apostel Paulus schreibt, stammten in der Mehrheit aus dem Heidentum. Paulus betont ihre Verbindung zum Volk Israel. Den Zug durch das Schilfmeer deutet Paulus als Hinweis auf die christliche Taufe, das Manna in der Wüste als Hinweis auf die Eucharistie.

Paulus betont, dass nicht alle Israeliten, die aus Ägypten auszogen, auch ins Gelobte Land kamen. Das soll Warnung für die Christen sein: Genauso wenig ist der Empfang der christlichen Sakramente eine Garantie, ein todsicherer Weg zum Heil.

Nicht schon deshalb, weil jemand Christ ist, getauft und gefirmt ist, am Gottesdienst teilnimmt, „zur Kirche geht“, ist er im Heil. Es kommt darauf an, wie er seinen Glauben in Handeln umsetzt, wie er sich verhält. Wer sich dem Bösen hingibt, ist trotzdem verloren. Daher soll der, der sich im Glauben verankert sieht („zu stehen meint“), darauf achten, dass er auch entsprechend handelt.

Letztlich thematisiert auch dieser Text die Zusammengehörigkeit von Gottes- und Nächstenliebe, von Liturgie, Verkündigung und Caritas. Eine Teilnahme an den Sakramenten, aus der nicht folgt, dass man als Christ lebt, ist heil-los.

Evangelium Lk 13,1-9

Der Text knüpft an zwei Unglücksfälle, die Jesu Zeitgenossen offenbar als spektakulär empfanden. Jesus nimmt die beiden Einzelfälle, um an ihnen die Auffassung zu widerlegen, dass solch ein grausamer Tod, Strafe für besonders schwere Schuld sei.

Nach Jesus kann man es nicht damit bewenden lassen, sich voyeuristisch an fremdem Leid zu ergötzen mit dem Bewusstsein, einem selbst könne so etwas nicht widerfahren. Vielmehr rufen diese Ereignisse dem Menschen die Kürze der ihm zur Verfügung stehenden Zeit wieder ins Bewusstsein und damit die Notwendigkeit, jetzt gleich zu Gott umzukehren und sein Leben zu ändern – solange eben noch Zeit ist. Jesus möchte seine Gesprächspartner dazu bewegen, den sicheren Beobachterstatus aufzugeben und das Unglück der anderen als Anfrage an sich selbst zu verstehen: Geschähe mir heute Ähnliches, wäre ich bereit, Gott gegenüber zu treten? Hätte ich mein Leben so gelebt, dass ich bestehen könnte vor Gott?

Jesus kennt den Menschen und seine Trägheit, eine Kehrtwendung im Leben zu vollziehen. Selbst angesichts vieler „Warnschüsse“, die einen eines besseren belehren sollten, hat der Mensch viele Techniken entwickelt, mit denen er das, was eindringlich zur Umkehr auffordert, abschwächt: „Ist schon nicht so schlimm!“, „Kann mir nicht passieren!“, „Jetzt warten wir erst einmal ab, bis es soweit ist, und wenn es dann soweit sein sollte, kann man immer noch sehen, was zu tun ist - jetzt nur keine falsche Panikmache!“ Demgegenüber betont Jesus, dass die Hinwendung zu Gott der wichtigste Schritt im Leben ist, der kein Hinauszögern duldet. Der Tod kann jeden jederzeit ebenso überraschen wie die Galiläer und die Einwohner Jerusalems. Wohl dem, der gerüstet ist für die Begegnung mit Gott.

Im zweiten Teil des Evangelientextes erzählt Jesus ein Gleichnis. Hintergrund des Gleichnisses bildet die Gewohnheit, in Weinbergen auch Fruchtbäume anzupflanzen. Dem Weinberg wird im Verlauf des Gleichnisses keine weitere Bedeutung beigemessen. Von Nutzen ist der Fruchtbau nur, wenn er auch Früchte bringt. Der Landwirt hat ein berechtigtes Interesse an den Früchten und hegt auch entsprechende, strenge Erwartungen, die seinen Einsatz rechtfertigen. Werden diese nicht erfüllt, wird der Baum ausgemacht.

Das Gleichnis betont nun, wie sehr die Geduld des Weinbergbesitzes strapaziert wurde. Da er keine Hoffnung mehr hat, Früchte ernten zu können, gibt er den Befehl, den Baum umzuhauen, der nur noch unnötigerweise dem Boden seine Kraft entzieht. Seinen Reiz gewinnt das Gleichnis durch den überraschenden Einspruch des Winzers, der sich plötzlich für den Erhalt des Baumes ausspricht. Ihm gelingt es offenbar, dass das Todesurteil ausgesetzt wird zur Bewährung, wobei die Gnadenfrist genau terminiert ist. Noch ein Jahr bekommt der Baum, um endlich die erwarteten Früchte zu zeitigen. Der Winzer selbst will alles in seiner Macht stehende tun, um dem Baum zu erleichtern, dass er Frucht bringt.

Das biblische Bild vom Frucht-Bringen bezeichnet in der Regel den Menschen, der als Früchte gute Werke hervorzubringen hat. Gott erwartet vom Menschen die guten Werke. Wollte man das Gleichnis allegorisch auslegen, würde man die Person des Winzers am ehesten mit Jesus selbst identifizieren. Er setzt sich vor Gott für den Menschen ein. So entlässt das Gleichnis den Zuhörer mit dem leidenschaftlichen

Appell, die Frist nicht einfach verstreichen zu lassen, sondern sich nach allen Kräften zu bemühen, endlich die erwarteten Früchte zu bringen.

Das Gleichnis zielt nicht darauf ab zu verängstigen. Es will dazu ermutigen, das Beste aus seinem Leben zu machen in Erinnerung an die begrenzte Zeit, die einem gegeben ist. Das beabsichtigt Jesus mit seinem Umkehrruf. Die Drohung Jesu, dass umkommt, wer sich nicht bekehrt, will als Ermutigung zu neuem Leben wirken.

(Diese Auslegung folgt – streckenweise wörtlich – Franz Jung zu Lk 13,1-9 auf www.perikopen.de)

Anknüpfungspunkte für Caritas:

Im ersten Teil wendet sich das Evangelium gegen Vorurteile: „Wer auf grausame Weise stirbt, wird für seine Sünden bestraft. Wem so etwas widerfährt, trägt letztlich selber schuld daran.“

Dieses Denkmuster begegnet heute genauso – gerade im sozialen Bereich: „Wer arbeitslos ist, will gar nicht arbeiten.“ „Wer im Heim aufgewachsen ist, kann nichts taugen.“ „Wer Hartz IV bezieht, macht es sich auf Kosten anderer bequem.“ Jesus verweist die, die so reden, auf sich selbst zurück: Meint ihr, dass ihr etwas Besseres seid? Jeder muss sich an die eigene Nase fassen.

Im Gleichnis liegt der Schwerpunkt wieder darauf, dass der Glaube nicht ohne Konsequenz bleiben kann. Der Mensch muss Frucht bringen. Wer sich auf den guten Gott bezieht, muss Gutes tun.